

Augustfeuer

Autor(en): **Schmid, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 31

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641960>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Augustfeuer

Von Martin Schmid

Auf nun, vollendet, den Holzstoß geschichtet,
Gläubig den Blick zu den Sternen gerichtet,
Flackre hell, lodre, du kündender Brand!
Rings auf den Höhen beginnt es zu zünden,
Feier des betenden Volkes verkünden
Eherne Glocken schon singend durchs Land.

Segne, o Herr, du die flammenden Zeichen,
Laß allen Reides Gespenster entweichen,
Rein sei die feuerentzündende Hand!
Du bist im Licht und Sturm uns begegnet,
Du hast uns Quelle und Saaten gesegnet,
Dein Name, Herr, sei in Demut genannt.

Auf denn, vollendet und tretet zusammen,
Was da verweslich, das werft in die Flammen!
Und aus den Feuern steige der Geist!
Dank sein den Schatten versunkener Ahnen,
Leis durch die Lüfte vernimmst du ihr Mahnen:
Tat nur ist Leben, das Leben verheißt!

* * *

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer

Copyright by: Horn-Verlag. Berlin W 35

Ich erwiderte nichts. Als ich später auch Milica von der Ausichtslosigkeit weiterer Nachforschungen sprach, schien sie die Nachricht nicht tragisch zu nehmen.

„Schade“, meinte sie. „Der Maharadscha bekommt somit seine Schätze nicht zurück, die Versicherungsgesellschaft verliert eine Million und wir verlieren zwanzigtausend Pfund. Schade, denn wir hätten sie gebrauchen können.“ Damit schien das Thema für Milica erledigt.

Eigentlich zu meinem Erstaunen. Denn Milica war eine schöne Frau; noch dazu eine, die den Wert des Geldes kannte. — Ich brachte es nicht über mich, noch an diesem Nachmittage über meine bevorstehende Abreise zu sprechen.

Am nächsten Tage wurde ich bereits in den frühen Morgenstunden von Milica angerufen. Sie bat mich, sofort nach Antibes zu kommen. Auf meine besorgte Frage, ob sich etwas Unangenehmes ergeben hätte, erwiderte sie heiter, daß dies nicht der Fall sei. Sie hätte bloß von ihrem Rechtsanwalt aus Amerika Nachricht erhalten.

In Antibes angelangt, erfuhr ich, daß in der Erbschaftsangelegenheit eine günstige Wendung eingetreten sei. Es bestand die berechtigte Hoffnung, daß sich Milica mit Lawrence's Tochter und deren Mann auf gutem Wege werde einigen können. Dazu war jedoch Milicas persönliche Anwesenheit in Amerika unbedingt erforderlich.

„Wir müssen uns also trennen Milica . . .“ sagte ich.

Statt einer Antwort nahm sie mein Gesicht zwischen ihre beiden Hände, und mit einer warmen Stimme, die ich seit langem nicht mehr gehört hatte, sagte sie: „Hardy, ich werde jeden Augenblick an Dich denken!“ Und in einer spontanen Aufwallung: „Komm, begleite mich nach Amerika . . .!“

Das war natürlich nicht ernst gemeint. Und — selbst wenn ich das Geld für die Ueberfahrt besessen hätte, hätte ich es nicht getan. Ich wußte, Milica war mir verloren, ebenso, wie ich ihr entfremdet war.

Deshalb blieb ich auch ganz ruhig, als Milica später wie nebenbei bemerkte:

„Übrigens werde ich auf der Reise Gesellschaft haben. Lowell fährt ebenfalls mit dem nächsten Dampfer nach New York.“

„Ich wünsche Euch beiden viel Glück“, sagte ich leise.

29. Kapitel.

Nun war ich wieder in Berlin.

Ich hatte mein altes Zimmer bezogen. Obschon ich nur wenige Tage darin gehaust hatte, war es mir irgendwie vertraut geworden. Die verbliebenen Tapeten, das knarrende, doch bequeme Bett, der tiefe Lederstuhl und selbst der große gelbe Fleck an der Zimmerdecke muteten mich heimisch an. Im Bücherregal stand noch der Gedichtband von Mörike und darin befand sich unverfehrt der Fünfhundertmarkschein.

Ich hatte das von Bolton erhaltene Geld von der Bank geholt und mit einer knappen Erklärung dem Generalkonsul der Vereinigten Staaten übersandt. Ich glaubte, mit dieser Handlung die Affäre Bolton liquidiert zu haben.

Marianne befand sich noch in Frankreich. Ende Juli werde sie nach Berlin kommen, schrieb sie.

Von Milica erhielt ich nur spärliche Nachrichten. In der Erbschaftsangelegenheit schienen neue unerwartete Schwierigkeiten eingetreten zu sein. Der Optimismus von Milicas Rechtsanwalt war anscheinend nicht ganz berechtigt gewesen.

Obschon ich mit wirtschaftlichen Sorgen kämpfte — ich hatte es nicht über mich gebracht, den Fünfhundertmarkschein anzubrechen — war ich frohen Mutes. Nicht zuletzt, weil sich eine unerwartete Hoffnung für die Heilung meines rechten Armes ergab.

Ein ehemaliger Kollege hatte mich an einen ihm bekannten Arzt gewiesen. Ich gestehe, als ich den Chirurgen zum ersten Male aufsuchte, empfand ich nur geringes Vertrauen zu ihm. Ich fand, daß er zu gut aussah und daß sein Sprechraum zu elegant war. Der Mensch ist an herkömmliche Anschauungen lächerlich gebunden. Ein Arzt hat sonach „seriös“ und nicht wie ein amerikanischer Filmschauspieler auszusehen.

Aber der junge und elegante Doktor verstand sein Handwerk. Nach einem kleinen chirurgischen Eingriff und nach zwei Wochen Behandlung zeigten sich bereits verblüffende Erfolge.

Der Juli ging schon zu Ende, als ich nach längerem Schweigen von Milica einen Brief erhielt. Das Schreiben gefiel mir nicht. Etwas besremdete mich daran. Ich versuchte mir einzureden, daß Milicas Zerfahrenheit, die ich aus ihrem Briefe deutlich herauszulesen wähnte, nur von den Widrigkeiten des Erbschaftsprozesses herrühre.

Unruhig durchwanderte ich die regennassen Straßen. Vor einem großen Hotel stieß ich mit einem unbekannten Herrn zusammen, der gerade im Begriffe war, eine Autotage zu beisteigen. Wir entschuldigsten uns gleichzeitig.

Ich horchte auf und sah dem schlanken dunkelhaarigen Manne nach. In der Türe wartete eine Dame auf ihn. Ehe er einstieg, sprach er laut einige italienische Worte zu ihr.

In diesem Augenblick erwachte in mir zum Bewußtsein ein Satz, den ich vor Wochen vernommen hatte. Es war in dem Sanatoriumszimmer von Antibes. Frau Negri hatte damals gesagt: „Williams — er hieß ursprünglich Guilelmo — war Italiener!“

Der Umstand, daß ich im selben Augenblick Milica in Begleitung von Jack Lowell erblickt hatte, war schuld daran, daß ich die Bedeutung des Gehörten gar nicht erfaßte. Es war, als hätte ich irgendein Zettelchen mechanisch aufgelesen, ohne von dem darauf Geschriebenen Kenntnis zu nehmen.

Keine Ursachen — große Wirkungen. Die wenigen italienischen Worte, die ich soeben vernommen hatte, bewirkten, daß Frau Negris Worte aus dem Unterbewußtsein zur Oberfläche stiegen.

Eine verblüffende Schlussfolgerung ergab sich.

Wenn Williams Italiener war und — wie seine Briefe an Frau Negri deutlich bewiesen — die italienische Sprache bevorzugte, dann — wußte ich, wo sich im Augenblick die Schätze des Maharadschas befanden.

In München!

In München, das auf italienisch ebenfalls Monaco hieß.